

Der Winter auf den Kriegsschauplätzen.

Die Erfahrungen des Krieges im vorausgegangenen Winter haben bewiesen, daß viele Voraussetzungen nicht zuträfen. Man hatte bis dahin geglaubt, daß es, wie im russisch-japanischen Kriege, notwendig werden würde, in den eigentlichen Mittwintermonaten die Kämpfe gänzlich einzustellen und die Truppen in Erdwohnungen unterzubringen. Es war eine Uebertreibung, daß sich die europäischen Soldaten so gut dem Klima anpaßten. Keine Woche ohne Kämpfe verging, und daß eine Reihe wichtiger Schlachten, wie in Maluren und der Champagne, gerade in den Zeiten durchgeführt wurden, als der Schnee lag und der Frost alles erfarrte. Auf den Karpaten, in einem rauhen Klima, erlitten die Angriffe der Russen in der kalten Zeit nie. Der Frost war zeitweilig arg genug, bis zu 20 Grad; im allgemeinen blieb jedoch der vergangene Winter innerhalb mäßiger Grenzen, außerordentliche Kälte kam nirgends vor. Seither sind allerdings Gebiete zum Kampfgebiet geworden, die durch ihr rauhes Klima Bedenken erregen könnten. Die hohen Alpen Tirols, in denen nun zum erstenmal Winterkämpfe geführt werden sollen, und die Gebirge Serbiens, die sich klimatisch nicht viel von den Alpen unterscheiden. Auch die Fortschritte in Rußland haben unsere Armeen in Landstriche geführt, deren Winter regelmäßig viel strenger ist als der von Polen.

Schon im Oktober liegt dort Schnee, in vielen Nächten friert es, der Winter hält sich mit kleinen Pausen bis in den April. Seine Launenhaftigkeit ist auch an der heutigen Kampflinie in Rußland noch verhältnismäßig groß, weil sie noch von dem Einbruch ozeanischer Winde abhängt, die milderes Wetter bringen. Gegen Wolhynien zu überwiegt jedoch das sibirische Wetter in der Herrschaft. Schon in unserem Herbst bildet sich in Ostibirien ein Gebiet hohen Luftdrucks aus, das zeitweilig bis gegen Oesterreich und Deutschland vordringt. Dann gibt es bei uns eifige, häufig klare Wintertage, die selten zwei Wochen überdauern. Beständiger bleibt die Winterkälte in Ostgalizien, in Wolhynien und Litauen. Sie erfarrt die Flüsse, sie überzieht die Sümpfe mit feilen Eeden und bringt die Seen Anrlands unter eine tragfähige Eisdacht. Die Frostzeit macht es zulässig, dort Kämpfe zu führen, wo sie in den wärmeren Monaten unmöglich sind. In diesem Winter entfallen Voraussetzungen, die vor einem Jahr sehr bedeutungsvoll waren. Damals ständen die Russen nahe den masurenischen Seen und an wichtigen Wasserläufen in Polen, die Weste ihres Verbrandens war noch nicht gebrochen, die Gefahr groß, daß sie unter günstigen Bodenverhältnissen gegen Westen vorstoßen könnten. Diesmal können sie vergebens auf ihren Bundesgenossen Winter bauen, mag er auch noch so streng werden. Alle ihre Annahmen, wie 1812 die eingedrungene Armee dadurch zu bedrängen, daß sie auf ihrem Rückzug alle Orte und die Lebensmittel vernichten, sind längst hinfällig geworden. Die Verbündeten haben sich in den eroberten Gebieten eingerichtet. Der Nachschub geht glatt vonstatten, und die Ernährung ist gesichert.

Häufig sinkt an der Front, die unsere Truppen nun in Westrußland erreichen, der Durchschnitt des Januar auf 8 Grad unter Null und tiefer. Das kommt aber fast jedes Jahr in Ostpreußen und in den Alpen vor. Solche Winterläufe ist vielen unserer Soldaten nicht neu. Zudem ist der Winter in Westrußland häufig trockener und weniger schneereich als in Westeuropa, er bleibt nicht so unangenehm als hier, weil die Sonne öfter kommt, obgleich während der Nächte 30 Kältegrade nicht selten sind. In den Karpaten war der vergangene Winter wohl härter als sonst in Westrußland. Dort stellt er sich häufig schon im November mit voller Kraft ein. Bei Roslau beginnt er um Allerheiligen, bei Petersburg eine Woche später. Dann halten sich die Tagesmittel bis in die erste Aprilwoche unter Null. Der Dezember ist kälter als unter Januar, der Eismonat bringt bei Petersburg durchschnittlich 9, bei Roslau 11 Grad unter Null. Zuweilen kommen Tiefstände bis unter 20 und 30 Grad Kälte vor. Solche Wintermonate erleidet man in Mitteleuropa nur sehr selten. Doch waren während der beiden letzten Winter auch in diesem Teil Rußlands die Temperaturen nicht viel anders als in Westpreußen und in Ostgalizien. Bei Ostwind geht das Thermometer bis gegen 35 Grad herab.

Der Winter sperrt alle wichtigen nordrussischen Häfen durch Eis. Dieses Jahr hat ein früher Kälteeinbruch schon im September und Oktober im Weißen Meer, der Zufuhrstraße nach Archangel, den Schiffsverkehr behindert. Archangel, den einzigen Seehafen, den Rußland jetzt in Europa zur Verfügung hat, ist schon der November. Bis in den Mai hinein ist die Bucht eisumstarrt und selten zugänglich. Auch die Eisbrecher werden daran nicht viel ändern.

Der Winter ist daher eher ein Feind als ein Bundesgenosse Ruß-

lands. Er erschwert die Zufuhren, die nun auf einem spärlicheren Bahnnetz erfolgen müssen als vor einem Jahr, während die Verbündeten die zahlreicheren Bahnen Polens zur Verfügung haben. Sie haben im Karpatenkrieg im vergangenen Winter so reiche Erfahrungen gesammelt, daß diese nun in den Felzügen in den Bergen Serbiens und in den Tiroler Alpen verwendet werden können.

Am Ballan gibt es schneereichere Winter, die zuweilen an Härte einem russischen Winter gleichen mit Tiefstemperaturen, die, wie im russisch-türkischen Krieg im Jahre 1877, bis zu 30 Grad unter Null herabgehen. Häufig sind jedoch die kalten Monate in diesen Bergen milder als bei uns. Das Januarmittel von Belgrad von 1,6 Grad bleibt über dem in Berlin oder Wien. Davon kommen natürlich Ausnahmen vor. So ergab der Durchschnitt des Eismonats von 1893 dort 9,3 Grad. Damals war der Winter überall auf dem Ballan ein eifriger Ausnahmemonat, während dessen im Sandtschaf bis zu 26 Grad unter Null beobachtet und in dem serbisch-bulgarianischen Grenzstrich bei Nisch, Pirot und Sofia Januarmittel von unter 10 Grad festgestellt wurden. Selbst an den milden Küsten Albanien, wo im Winter Immergrün wächst und Bäume des Südens gedeihen, ist das Innere des Landes im Mittwinter rau, die Berge schneereich. Schneefälle fielen sich im Sandtschaf, in Montenegro, Serbien und vielfach in Albanien bis in den April ein. Je höher die Ortslage, um so tiefer die Wintertemperatur. Erst in Neu-Serbien, in Mazedonien macht sich der Einfluß des Südens bemerkbar.

In einem normalen Winter werden unsere Truppen dort weniger unter Schnee und Kälte zu leiden haben, als in Galizien vor einem Jahr. Auch auf dem Teil des italienischen Kriegsschauplatzes vom Gardasee gegen die Adria bleiben die Winter immer milde. Frost und Schnee sind selten, Regen häufig. Der Winter kommt dort nur in den kalteren Nordteilen, der Vora zum Ausdruck. Anders an der Tiroler Grenze. Die Hochtäler sind kalt, der Winter lang und schneereich, die Gipfel der Alpen tragen dort vom September bis zum nächsten Frühling Schnee. Häufig bleiben die Wintertage sonnig, nur der Frühwinter bringt öfter Nebel. In dem südlichen Teil schmilzt der Schnee in der warmen Sonne und nasser Boden ist dann unangenehm. Sehr große Schneemengen fallen im Ostergelbiet und an der Front in Kärnten. Sie wachsen bis auf mehrere Meter Höhe an. Dann sind Kämpfe so gut wie unmöglich. Bis in den Frühommer halten sich die Schneehäufchen auf vielen Bergen. Der Winter wird den Italienern auf den Alpen hart sein, denn sie sind an Fröste bis zu 10 und 20 Grad nicht gewöhnt. G. W.

Kleines Feuilleton.

Kgl. Schauspielhaus: „Alt-Berlin“.

Das Kgl. Schauspielhaus, das sein gediegenes, klassisches Repertoire, unter prinzipiellstem Ausschluß des lebendig Bedeutamen in der modernen Dramatik, durch allerhand konventionelle Lustspiel-Produkte zu ergänzen pflegt, verleiht es diesmal mit einem neuen populären Experiment. Gott Reinhardt mit seinen Neuaufführungen von Restroy-Schwänken Glück gehabt, hatten andere Bühnen längst verschollene Berliner Follies wieder vorgeholt — warum sollte man es da mit den noch primitiveren Formen der Belustigung, wie sie das deutsche Sing- und Singspiel vor hundert Jahren bot, probieren? Der Gedanke war so übel nicht. Heinrich Brud, der Regisseur, hatte, den Reiz des Altmodischen noch zu verstärken, einen stimmungsvollen Rahmen geschaffen. Auf der Bühne sah man ein Theaterchen aus Großväterzeit, inmitten eines Volksgartens. Stullen und Weibchen förderten den Kunstgenuss der Bürger. Souffleur und „technisches Personal“, durch einen den Vorhang auf- und wiederziehenden Hünen vertreten, verhandelten gemächlich mit der an der Kasse postierten, Eh- und Trinkbedient mit Adleraugen verfolgenden Frau Direktorin (Paula Konrad); und ein paar Musici fideln muntere Gassenhauer.

Das erste der beiden Stücke, Holteis Singspiel „Wiener in Berlin“, wirkte, von diesem Rahmen und der sehr flotten Darstellung getragen, silesit, amüsant. Der nach Berlin verschlagene närrische Wiener, der aus Begeisterung für seine Vaterstadt alle schmutzigen Wienerinnen, die er antrifft, für seinen Haushalt engagiert, ward in Gefang und Rede von Herrn Zimmerer, den Heldenpieler mit prächtig patriarchalischem Humor repräsentiert. Die Handlung ist von kindlicher Einfachheit. Eine Berliner Dame, die der Neffe des Erdbebens heiraten möchte, überwindet den Widerstand des Alten, indem sie sich als Wiener Stubenmädchen vorstellt und ihm den Kopf verdreht. So gibt er schließlich seinen Segen und beide Städte kommen zu friedlich-schiedlichem Vergleich. Frau Tilla Durieux nahm sich in bester Laune der Soufrettenrolle an.

Sie sang das neckische Eiferichtsduett und tanzte den Lannerischen Walzer mit so vernünftiger Berbe, als wäre ihr diese Atmosphäre Heimatsluft. Ebenso waren die Herren Bespermann und Boettcher von ausgelassenem, natürlich frischem Lebermut. Zum Schluß zog das ganze Bolkchen, Papiertrompeten blasend, im Rundmarsch um die Bühne und bot in lustigen Couplets um den Applaus, der ihnen auch nach Gebühr zuteil ward.

Leider ließ die zweite Nummer „Die Reise auf gemein-same Kosten“ von Louis Angely, als dessen besondere Sensation der alte Theaterzettel das Erscheinen eines Postwagens mit einem lebenden Tiere verheißt, die so enthielt eine gute Lieber-breitstimmung wieder abflauen. Ohne Tanz und Wieder fehlte der Grimipität hier der Reiz. Ein Privatier (Herr Parry), der einer vornehmen Wittwe (Gräulein Arnstädt) einen Sitz in seiner Kurische angeboten hat, lernt so die Unbequemlichkeiten weiblicher Reisebegleitung kennen: Massenhafte Quitschachteln, boshafte Kammerjungen, groteske Ansprüche und Angestlichkeiten. Der Trumpf sind eingebildete Gefahren, als man nach einem Kleinbruch das Nachquartier in einamer Köblerhütte nehmen muß. Der Schreckenstrubel, bei dem das männliche Geschlecht sich übrigens nicht als das härtere erweist, wird mit zuviel Behagen und allzu geringem Wize breitgetreten. Schade, daß sich kein besseres Pendant fand. Inbes, auch so war der Abend im ganzen ein Erfolg. dt.

Das Postblatt.

Der erste Vorschlag zur Postkarte wurde heute vor 50 Jahren gemacht. Damals tagte in Karlsruhe die 6. Konferenz des deutschen Postvereins. Preußen war durch den Geheimen Postrat Stephan vertreten. Dieser hätte gern ein möglichst einfaches Nachrichtenmittel, das „Postblatt“, eingeführt. Seine vorgelegte Vorbeurteilung hatte ihm aber nicht die Erlaubnis erteilt, diesen Vorschlag amtlich zu machen. Die preussische Regierung befand sich damals in einer schwierigen politischen und finanziellen Lage und suchte alles zu vermeiden, was ihr vor dem Abgeordnetenhaus Schwierigkeiten bereiten konnte. Es bestand damals aber noch in Preußen ein dreifacher Tarif für Briefe (bis 10 Meilen 1 Groschen, 20 Meilen 2 Groschen, darüber 3 Groschen), und man mußte befürchten, daß durch ein „Postblatt“ mit einem einheitlichen Portofuß von 1 Groschen ein großer Ausfall in den Einnahmen der Post entstehen würde. Stephens Vorschlag wurde von den Mitgliedern der Konferenz mit Interesse aufgenommen, und auch von ihnen mit einzelnen Abgeordneten besprochen. So äußerte sich zum Beispiel ein Oldenburgischer Abgeordneter, daß die Stephanische Idee in die Praxis übertragen, nur glänzend ausfallen müsse. Da es den preussischen Postbeamten damals verboten war, sich in der Presse zu äußern, durfte auch Stephan seine Idee des Postblattes nicht in weiteren Kreisen bekannt machen. Heute sind die meisten Älten über die Karlsrühler Verhandlungen vernichtet, und es läßt sich deshalb nicht mehr nachweisen, wie die Stephanische Idee in den einzelnen Bundesstaaten verfolgt wurde. Stephan selbst ruhte mit seinem Plane nicht. Eingeführt wurde die Postkarte mit dem 1. Oktober 1869 zuerst in Oesterreich, und man erkannte damals dort auch so-gleich an, daß die Anregung ursprünglich von Stephan ausgegangen ist.

Notizen.

— Vorträge. Im Zentralinstitut für Erziehung und Unter-richt, Potsdamer Str. 120, spricht Mittwoch, den 1. Dezember, Prof. Dr. Schäfer über: „Die Sammlung der ägyptischen Altertümer im Neuen Museum“. (Beginn 8 Uhr, Eintritt frei.)

— Die Preisaufgabe der Kant-Gesellschaft. Der Ablieferungstermin für die Preisaufgabe: Der Einfluß Kants und der von ihm ausgehenden deutschen idealistischen Philosophie auf die Männer der Reform- und Erhebungszeit ist vom 15. April 1916 auf den 15. April 1917 verlegt worden.

— Papiertornister. Die „Papierzeitung“ bringt die Abbildung eines Tornisters aus Papiergewebe, nachdem dieser ein Jahr im Felde in Gebrauch war. Der Tornister war an Stelle des sonst üblichen Segeltuches oder Leders mit einem Ueberzug aus grau-grün gefärbtem Papiergewebe versehen. Ebenso sind die langen Tragriemen aus gewebtem Papiergarn hergestellt. Nur der breite Gurt, der die Rückwand oben abschließt sowie die kurzen Schließriemen waren aus Leder. Nach einjähriger Feld-benutzung erweist sich dieser Papiertornister zu weiterem Gebrauch völlig geeignet. Besonders erlauchlich ist dabei das Verhalten der Traggurte aus Papiergewebe. Man erkennt an der Abbildung, daß sie lange angestrengt benutzt worden sind, trotzdem sind sie in jeder Beziehung unbeschädigt.

Die Schicksalsmaus.

Eine Erzählung von Tieren und Menschen. Von Harald Landrup.

In blinder Wut begann er den Eingang zu den Iden Gängen mit Sähen und Fnoten zu bearbeiten, so daß die Papierfetzen wie Schneeflocken um ihn her wirbelten. Und dabei brummte er ein ganz abscheuliches Lied, das ihm Mut machen sollte:

Ja, als ich jung war — Du lieber Gott — Da war das Leben nicht schwer. Kaum streckte ich eine Pfote aus, kamen zwanzig daher: Zwanzig Mausfräulein, im Hermelinheind, Bereit zum Hochzeitsfeste — Ja, da war ich glücklich, jung und stark, Ah vom Sped nur das allerbeste. Dann wurde ich alt, grau, unscheinbar, Mit der frohen Jugend war's aus. Zu mir, dem biedern Ehemann, kommt Nie mehr eine Hermelinmaus. . . .

Erstochen über seine eigene Stimme hielt Meister Grau inne. Auch war die Papierwand schon durchbrochen, und die dumpfe Luft aus den Iden Gängen schlug ihm entgegen. Es roch ganz sonderbar, aber nicht im geringsten nach einer Maus; man merkte sofort, daß diese Gänge unbewohnt waren.

Die Iden Gänge! Schon in dem Ramen lag etwas Abschreckendes. Man stellte sich unwillkürlich vor, sie müßten an irgendeinem Ort enden, der vielleicht über alle Begriffe fürchterlich war. Wer weiß, was für geheimnisvolle Tiere darin wohnten, ganz abgesehen von der toten Maus ohne Kopf. Der Gedanke an sie verursachte Meister Grau schon Herzklopfen.

Doch, mochte es gehen, wie es wollte, jetzt wo er die Scheidewand durchbrochen hatte, war es zu spät, sich zurück-zuziehen. Im übrigen hielt es Grau auch für dringend notwendig, sein erschüttertes Ansehen zu befestigen. Ein Mann muß der Herr im Hause sein; Madame sollte Respekt haben!

Mit einem kühnen Entschluß schleuderte er das letzte Stückchen Papier beiseite und lief in den Iden Gang hinein. Er fürmte vorwärts wie ein Rekrut, der sich ins Feuer wirft.

Und dabei hatte er immer das Gefühl, daß sich jeden Augen-blick etwas Entsetzliches ereignen, daß die Maus ohne Kopf hinter der nächsten Biegung auf ihn warten könne.

Nüchlich kam ihm eine Spinne entgegengeföhrt und fing an zu schelen. — Dies wäre ein Privatweg, sagte sie, Un-befugten sei der Zutritt verboten.

Meister Grau freute sich, als er die Stimme eines lebenden Wesens hörte, wenn dieses auch nur eine Spinne war. Und so fragte er höflich, ob sie hier bekannt sei.

„Bekannt?“ wiederholte die Spinne, indem sie ihre langen, behaarten Beine krümmte. „Ja, dächte schon, daß ich hier bekannt bin. Alles, was du hier siehst, ist mein. Ich habe mein Reh dort in der Ecke; aber jetzt wohne ich im Winterquartier.“

„Kommen viele Fliegen in diese Gegend?“ erkundigte sich Meister Grau verbindlich.

„Ja. Es gibt gerade keinen Ueberfluß, aber für be-behedeine Ansprüche genügt es. Doch wo kommst du her?“

„Ich wohne hier ganz in der Nähe in einem gemüthlichen kleinen Heim, das gegenwärtig durch zwölf hungrige Junge, denen es an Nahrung fehlt, leider etwas in Unordnung ist.“

„Komm mir nicht zu nah!“ freischte die Spinne, während sie einen Wackel machte. — „Ich bin giftig, ich rate es dir im guten.“

„Wir Mäuse verzehren keine lebendigen Tiere“, erwiderte Meister Grau überlegen, „wir lassen uns unsere Nahrung von den Menschen zubereiten. Nach so etwas bin ich jetzt auf der Suche. Könntest du mir nicht sagen, wo ich dergleichen finde?“

„Bedanere“, antwortete die Spinne, „ich sorge für mein eigenes Wohl und lasse die andern für sich selber sorgen. Friß deine Jungen, das tue ich!“

Entsetzt schüttelte Meister Grau den Kopf. So etwas Ver-rücktes hatte er noch nie gehört.

„Aber vielleicht könntest du mir wenigstens sagen, wohin dieser Gang führt?“

„Immer gerade aus“, gab die Spinne zur Antwort. „Geh nur weiter und sieh zur Decke hinauf.“

„Warum zur Decke?“

„Das wirst du schon sehen“, erwiderte die Spinne ge-heimnisvoll.

Meister Grau empfand ein leises Unbehagen.

„Es ist doch nichts mit einer Maus ohne Kopf?“ fragte er ängstlich. „Man sagt, es spüte hier.“

„Ich habe noch nie etwas von einem Spud bemerkt“,

entgegnete die Spinne, „und ich habe doch mehr Augen als die meisten.“

Langsam ging Meister Grau weiter und schaute in seiner Treuherzigkeit beständig in die Luft. Aber kaum hatte er ein paar Schritte zurückgelegt, so merkte er, wie der Boden unter seinen Füßen verschwand. Er glitt ein Stückchen hinab, hing einen Augenblick mit den Hinterpfoten in der freien Luft und arbeitete mit den Vorderpfoten, um sich oben zu halten — zappelte — pfiß in seiner Angst und kam wieder auf festen Grund.

Das Ganze hatte nur ein paar Sekunden gedauert; aber es war ein Erlebnis, das sich nicht nach der Zeit messen ließ. Meister Grau meinte, es sei eine kleine Ewigkeit gewesen. Sie hatte ihm genügt, an alles mögliche zu denken; an seine Frau sowohl wie an die zwölf Kleinen und an seine alten, ehrbaren Eltern unter dem Fußboden des Lumpenhändlers.

Nichtig überlegt, was eigentlich geschehen sei, hatte sich Grau nicht. Es war ihm nur wie eine Ahnung durch den Kopf gefahren, daß es sich um irgendeine neue Falle handeln müsse. Jetzt aber sah er klopfenden Herzens da und wagle sich nicht zu rühren. Erst als er eine ganze Weile in dieser Lage verharrt hatte, wendete er sich vorsichtig um, um zu sehen, was hinter ihm liege. Und er stierte zitternd in einen trichterförmigen Nachen, in eine ganze Fallgrube, die sich zu seinen Füßen öffnete.

Nun verstand er, warum ihm die heimtückische Spinne geraten hatte, den Blick auf die Decke zu richten — es war aus purer Bosheit geschehen, um ihn in eine Falle zu locken.

Als Meister Grau daran dachte, wie nahe er dem Tod gewesen war, schauderte er.

Seine eigene Wohnung lag, wie man sich denken kann, gleich unter dem Fußboden, der zu dem ersten Stockwerk gehörte, während die Iden Gänge in jene Gegend hinabführten, die den Zwischenraum zwischen diesem Boden und der Decke des Parterres bildeten.

Der unheimliche Nachen, in den Meister Grau hinab-schaute, war ein Loch in der Decke von Blombergs Stube, durch das er gerade das Bett unten sehen konnte, auf dem der Zitronenschneider seinen Mittagsschlaf hielt. Blombergs offener Mund rief bei Grau die Idee hervor, der Schneider warte nur darauf, ihn zu verschlucken. Es war ein unheim-licher Anblick.

(Fortf. folgt.)

